

Exklusion, Bindung und Beteiligung in der Kirche

Herausforderungen aus Geschlechter- und Milieufragen

1. Einstieg

Beim Stichwort »Exklusion« denken die meisten Menschen zunächst an das Problem der Armut. An diesem Phänomen lässt sich sehr gut verdeutlichen, wie »Ausgrenzung« funktioniert. Hier sind die »Ausgegrenzten« synonym verstanden mit den »Entbehrlichen« und »Überflüssigen«.¹ Im Problemkontext der Armut lassen sich auch leicht die Mechanismen von Exklusion verstehen: So wie die Gesellschaft funktioniert, oder besser: so wie die sozialen Gebilde in ihrem Inneren funktionieren, scheinen manche Menschen nicht hineinzupassen. Für die EKD habe ich in den Jahren 2006 und 2007, quasi als empirisches Gegenstück zur Denkschrift »Gerechte Teilhabe«,² ein Armutsforschungsprojekt durchgeführt.³ Es ging dabei um Teilhabe, um Inklusion und Exklusion und damit um das Problem, dass manche Menschen von der Mehrheit der Gesellschaft so weit weg sind, dass es unmöglich zu sein scheint, sie zu beteiligen – unabhängig davon, ob wir hier über den Konfirmandenunterricht in einer Gemeinde sprechen oder über den Arbeitsmarkt. Das wichtigste Ergebnis dieser Studie war: Bei der Frage nach Inklusion und Exklusion geht es nicht in erster Linie ums Geld, sondern vor allem um die unterschiedlichen Welten, in denen Menschen leben mit der Folge, dass man sich manchmal gar nicht verständigen kann, weil die Kontexte oder die Erfahrungsräume, in denen man sich bewegt, zu verschieden sind und weil die Menschen unterschiedliche Logiken anwenden, wenn sie eine Sache beurteilen.

Die Debatte um »Exklusion« spielt aber auch in anderen, verwandten Themenbereichen eine Rolle, zum Beispiel in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung. Auch diese sind oft nicht mit dabei, weil sie ebenso wie die anderen »Abgehängten« im Takt der Gesellschaft nicht mithalten können. Wir ahnen schon: Das Problem der Exklusion, betrachtet man es unabhängig

1 So wörtlich im Aufmerksamkeit erregenden Titel von HEINZ BUDE/ANDREAS WILLISCH, *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, Hamburg 2006.

2 KIRCHENAMT DER EKD (Hg.), *Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland. Mit einer Kundgebung der Synode der EKD*, Gütersloh 2007.

3 Vgl. CLAUDIA SCHULZ, *Ausgegrenzt und abgefunden. Innenansichten der Armut. Eine empirische Studie. Protestantische Impulse für Gesellschaft und Kirche*, Band 6, Berlin 2007.

von der Debatte um Armut und Benachteiligung, ist kein Spezialproblem einer kleinen Minderheit. Es betrifft, je nachdem wie man den Begriff versteht, in verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens insgesamt eine große Zahl von Menschen. In der wissenschaftlichen Diskussion um Exklusion werden deren Wirkungsebenen zunächst in der Auflösung sozialer Bindungen, sodann im Verlust von sozialen Teilhabemöglichkeiten sichtbar.⁴ Spätestens jetzt ist Exklusion potenziell ein Problem aller, die sich in einem ihrer Lebensbereiche von anderen derart unterscheiden, dass soziale Beziehungen schwächer und Teilhabechancen prekär werden.

In diesem Beitrag geht es um die Frage, wie Inklusions- und Exklusionsmechanismen in der Kirche gehandhabt werden, und damit um die Frage: Wer ist dabei, wer nicht, wer ist drinnen, wer ist draußen und warum ist das so? Um die Parallele mit Armut und Behinderung wieder aufzugreifen: Was fehlt denn denen, die draußen sind? Oder was fehlt denen drinnen, dass sie die anderen nicht beteiligen können oder wollen? Oder was fehlt dem gesamten System, dass es die einen beteiligt und bindet, die anderen abstößt und ausschließt? Warum können und wollen die einen mitmachen, die anderen nicht? All diese Fragen werden verschärft durch die Tatsache, dass in der Kirche – auch in der Kirche als Organisation – per Definition niemand entbehrlich, überflüssig sein darf. Kirche soll und will grundsätzlich für alle da sein.

Mit den Befragungsdaten aus den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD kann man die Stabilität der Kirche ebenso belegen wie ihren drohenden Untergang.⁵ Man kann mit diesen Daten die Pfarrerinnen und Pfarrer als kirchliche Zentralgestalten der Zukunft beschreiben⁶ oder als armselige Repräsentantinnen und Repräsentanten einer zerfallenden »Institution« oder noch unvollständigen »Organisation Kirche«,⁷ von der viele Mitglieder schon jetzt gar nicht mehr wissen, was sie eigentlich macht.

-
- 4 Vgl. MARTIN KRONAUER, *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 2002, 43 ff. Zu beachten sind hier Unterschiede zum systemtheoretischen Verständnis von Exklusion; vgl. etwa SINA FARZIN, *Inklusion/Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung*, Bielefeld 2006.
- 5 Zuletzt eindrücklich sichtbar bei RÜDIGER SCHLOZ in der jüngsten Mitgliederbefragung der EKD in: DERS., *Kontinuität und Krise – stabile Strukturen und gravierende Einschnitte nach 30 Jahren*, in: JOHANNES FRIEDRICH/WOLFGANG HUBER/PETER STEINACKER (Hrsg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2006, 51-88.
- 6 So etwa in der programmatischen Schrift »Kirche der Freiheit: KIRCHENAMT DER EKD (Hrsg.), *Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD*, Hannover 2006, 6. Leuchttfeuer, 71 ff.
- 7 Vgl. EBERHARD HAUSCHILDT, *Hybrid evangelische Großkirche vor einem Schub an Organisationswerdung. Anmerkungen zum Impulspapier »Kirche der Freiheit« des Rates der EKD und zur Zukunft der evangelischen Kirche zwischen Kongregationalisierung, Filialisierung und Regionalisierung*, in: *Pastoraltheologie* 96 (2007), 56-66.

Entsprechend der Vielfalt der Ebenen von Exklusion stellt sich die Frage, wie es möglich ist, in Befragungsdaten ein »Drinnen« und »Draußen« zu diagnostizieren und daraus Schlüsse für zukunftsweisende Strategien zu ziehen. Frage ich: »Wer ist faktisch da? Wer macht mit?«, setze ich voraus, dass jemand zu einer bestimmten Gelegenheit »da« sein soll, sich an etwas aktiv beteiligen oder gar Verantwortung übernehmen soll. Wie soll Kirche also sein? Ist sie zuerst Beteiligungskirche? Ist sie Kirche der Überzeugten (die es dann schwer hat mit den so genannten »treuen Kirchenfernen«)? Ist sie schlichtweg eine Organisation derer, die im weitesten Sinn mit ihrem Zweck übereinstimmen oder deren Motivation groß genug ist, bei einer konkreten Gelegenheit ab und an »dabei« zu sein? Was sind die Kriterien und Indikatoren für Teilhabe?

Die verschiedenen Deutungsebenen von »Drinnen« und »Draußen« dienen als Suchkriterien für den Blick aufs empirische Material. So wähle ich einerseits den Zugang über die Verbundenheit evangelischer Kirchenmitglieder mit ihrer Kirche. Diese Verbundenheit ist etwa in den EKD-Erhebungen zur Kirchenmitgliedschaft in der subjektiven Selbsteinschätzung der Befragten zu ihrer Kirchenbindung erhoben worden. Ich wähle andererseits den Zugang über faktische Beteiligung der Kirchenmitglieder am kirchlichen Leben. Die lässt sich ebenfalls über den Umweg der Befragungsdaten und zum Teil anhand von Statistiken über das kirchliche Leben erfassen.

Mit diesen beiden vorläufigen Suchkategorien analysiere ich das Material und konzentriere mich auf Differenzen zwischen Frauen und Männern, auf Momente der Beteiligung am kirchlichen Leben, auf die Bedeutung von Gemeinschaft bzw. Geselligkeit und die Bedeutung von Traditionsorientierung der Kirchenmitglieder. Ich möchte zeigen, in welchen Dimensionen man ein »Innen« und »Außen« von Kirche verstehen kann, wo und wie Exklusion geschieht und welche Faktoren Menschen eher binden oder abstoßen oder beides, bei den einen stärker als bei den anderen, je nachdem, was Menschen sich wünschen, welchen Lebenswandel oder welche Vorlieben sie haben.

2. Frauen – die bessere Hälfte der Kirche

Wie inzwischen allgemein bekannt ist, ist Kirchenbindung unter anderem eine Frage des Alters. Ältere Menschen sind deutlich kirchenverbundener als jüngere, das zeigen die Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD, seit es sie gibt, ganz deutlich,⁸ auch wenn bisher die Ursachen und Wirkfaktoren noch

8 Vgl. SCHLOZ, *Kontinuität und Krise*, Schaubild 4, 57.

nicht eindeutig geklärt sind. Es legt sich aus den Daten der vergangenen dreieinhalb Jahrzehnte die Vermutung nahe, dass sich möglicherweise eine stärkere Verbundenheit mit der Kirche im Lauf des Lebens einstellt und stabilisiert. Wenn man im fortgeschrittenen Alter noch Mitglied ist, ist man der Kirche auch verbundener als in jüngeren Jahren.

Abgesehen davon ist Kirchenbindung sowie Kirchenmitgliedschaft ebenso eine Frage des Geschlechts. In der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland finden wir 51 % Frauen und 49 % Männer.⁹ Die Kirche besteht im Bundesdurchschnitt aus 55 % Frauen und 45 % Männern. In den östlichen Landeskirchen sind es 58 % Frauen und 42 % Männer.¹⁰ In den Städten ist ebenfalls der Frauenanteil deutlich erhöht. So hatte etwa die Bremische Evangelische Kirche im Jahr 2007 unter ihren Mitgliedern 58 % Frauen und 42 % Männer.¹¹

Es gibt in der Kirche zum einen mehr Frauen als Männer, weil in der Kirche die Älteren stärker repräsentiert sind als jüngere Menschen. Vor allem unter den über 70-jährigen gibt es mehr Frauen als Männer in der Bevölkerung und entsprechend in der Kirche. Zum anderen ist in jedem Jahr auch der Anteil der Frauen an den Ausgetretenen geringer als derjenige der Männer. Oft treten Väter aus, wohingegen die Mütter mit den Kindern in der Kirche bleiben.

Was sagen nun die Daten zum Unterschied zwischen den Geschlechtern, wenn es um die Bindung an die Kirche und um eine konkrete Beteiligung geht? Ich ziehe hierfür nun die Daten der vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft mit dem Titel »Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge« heran, deren Daten im Jahr 2002 erhoben wurden.¹² Geschlechterfragen sind zugleich immer auch Fragen nach gesellschaftlicher Machtausübung: Wer bestimmt das soziale Feld, wer dominiert das Geschehen?

Zunächst erscheinen Frauen als die »bessere Hälfte« der Kirchenmitglieder: Sie stimmen den klassisch-kirchlichen Aussagen deutlich öfter zu als Männer, etwa der Position, es gehöre zum Evangelischsein, den Gottesdienst zu besuchen und mitzubekommen, was in der Kirche passiert.¹³ Sie beten öfter und schätzen den persönlichen Kontakt zur Pfarrerin oder zum

9 STATISTISCHES BUNDESAMT, Stand der Daten: Ende 2005.

10 Statistik der EKD, Stand der Daten: 2007.

11 Mitgliederstatistik der BREMISCHEN EVANGELISCHEN KIRCHE, Stand der Daten: 2007.

12 FRIEDRICH/HUBER/STEINACKER (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge; außerdem: JAN HERMELINK/INGRID LUKATIS/MONIKA WOHLRAB-SALIR (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Bd. 2: Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews, Gütersloh 2006.

13 Vgl. die Grund-Auswertung der quantitativen Daten, FRIEDRICH/HUBER/STEINACKER (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, hier zitierte Fragen: 1, 26, 13, 20, 12.

Pfarrer wesentlich stärker als Männer. Ihre Zustimmung zu diakonischen Aufgaben der Kirche und ihre Wertschätzung für den christlichen Glauben, etwa als »Trost und Hilfe in schweren Stunden«, übersteigen kontinuierlich die der Männer um viele Prozentpunkte, seit es Kirchenmitgliederbefragungen gibt.

Überdies lässt sich festhalten, dass die Macht nach wie vor nicht gerecht verteilt ist: Frauen – vielleicht im Zuge ihrer im Vergleich zu Männern insgesamt deutlich höheren Kirchenverbundenheit – stellen 70 % der Mitglieder, die sich in der Kirche ehrenamtlich engagieren. Die Leitungspositionen spiegeln diese große Präsenz von Frauen in der Kirche und ihre offenbar deutlich höhere Zustimmung zur Kirche im Ganzen momentan noch nicht wider: Obwohl der Anteil der Pfarrerinnen stetig steigt und sich die Anzahl der Frauen in Kirchenvorständen, in der mittleren kirchlichen Leitungsebene, in Propsteien und Dezernaten, weiter erhöht, kann in den höheren Positionen und den entscheidenden Gremien von einem weiblichen Übergewicht noch keine Rede sein. Bundesweit übersteigt in kaum einer Landeskirche die Zahl der weiblichen Synodalen ein Drittel der Sitze.¹⁴

Es wäre sicherlich zu kurz gegriffen zu unterstellen, dass Männer Frauen von der Macht gezielt fernhalten. Es ist vielmehr zu beobachten, dass Frauen sich nicht ausreichend um Leitungsämter bewerben. Die Strukturen und Arbeitsformen sind offenbar weiterhin so beschaffen, dass sich Männer häufiger als Frauen bereit finden zu einer Kandidatur um leitende geistliche Ämter. Es geht hier um Struktur-, Status- und Stilfragen und damit um die Frage, ob sich jemand in einem spezifischen beruflichen Setting wohl fühlt und sich gern engagiert oder eher nicht. Hier sind nach wie vor Geschlechterdifferenzen auszumachen.

Die Frauen arbeiten viel in der Kirche, sie tragen im Wesentlichen die Ortsgemeinden und dominieren dort wiederum den Stil. Bei der Verteilung von Macht kommen sie aber zu kurz, unter anderem weil in den Sphären der Macht der Stil ein anderer ist, als derjenige, den viele Frauen in der Kirche bevorzugen. Wir haben es hier mit dem Problem einer »Exklusion der Stile« zu tun, die es für Männer wie für Frauen erschwert, jeweils die Seite zu wechseln.

So haben Männer und männliche Jugendliche auch deshalb ein Problem, einen Zugang zu Fragen des Glaubens zu finden und sich am kirchlichen Leben zu beteiligen, weil sie sich ständig einer Mehrzahl von Frauen gegenüber sehen und damit zugleich auf Atmosphären, Kommunikationsstile und Umgangsformen treffen, die sie selbst vermutlich anders gestalten oder wählen würden. Um dieses Motiv einer »Exklusion durch Stile« zu verdeutli-

14 Vgl. CHRISTINE GOBIG, Artikel »Frau (Th)«, in: WERNER HEUN (Hrsg.), *Evangelisches Staatslexikon*, Stuttgart 2006, 625-629.

chen, betrachte ich nun die Beteiligungsformen mit Blick auf Frauen und Männer.

3. Wer macht mit – wer gehört dazu? Der Bindungsfaktor Beteiligung

Die Repräsentativbefragung der EKD hat 2002 die Beteiligung von Kirchenmitgliedern ab 14 Jahren erhoben mit der Frage: »Abgesehen vom Gottesdienstbesuch – beteiligen Sie sich am kirchlichen Leben?« Zu verschiedenen Bereichen konnten die Befragten nun ihre Beteiligung benennen: von der Arbeit im Kirchengvorstand und in anderen Leitungsfunktionen über die Mitarbeit in Diensten, Gruppen oder Projekten, die Teilnahme an Veranstaltungen oder Kreisen bis hin zur Teilnahme an einmaligen und eher anspruchlosen Aktivitäten, wie ein Besuch eines Gemeindefestes oder die Teilnahme an einer Kirchenwahl.

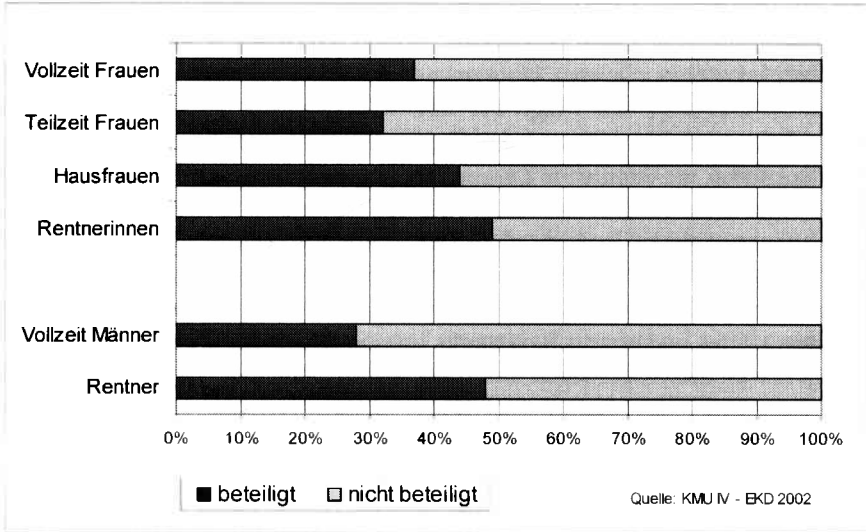
Hier sehen wir, was wir schon ahnten: Beteiligung in der Kirche bedeutet tatsächlich vor allem eine Beteiligung für Frauen. 40 % der Mädchen und Frauen sind zumindest sporadisch beteiligt, aber nur 33 % der Jungen und Männer. Frauen beteiligen sich stärker als Männer an Kirchenwahlen, ihre Teilnahme an Gemeindeveranstaltungen aller Art ist in allen Altersgruppen größer als die der Männer. Sogar in Leitungsaufgaben sind (in der Gemeinde) die Frauen auf dem Vormarsch, so weit sich das aus den insgesamt eher kleinen Fallzahlen von Mitgliedern in leitenden ehrenamtlichen Funktionen ablesen lässt.

Jüngere Frauen sind ebenso wie jüngere Männer deutlich seltener am kirchlichen Leben beteiligt als ältere Kirchenmitglieder beider Geschlechter. Betrachtet man zusätzlich zum Alter die Integration ins Erwerbsleben, so ergibt sich nach den Zahlen der aktuellen Kirchenmitgliedschafts-Studie das folgende Bild:¹⁵

Mit der geringsten Wahrscheinlichkeit ist ein Mann ins kirchliche Leben integriert, der »voll erwerbstätig« ist. Die höchste Wahrscheinlichkeit einer Beteiligung am kirchlichen Leben finden wir bei der Rentnerin oder Pensionärin, gefolgt vom Rentner oder Pensionär und der Hausfrau.

15 Vgl. Abbildung 1. Natürlich wurden in der EKD-Studie auch teilweise erwerbstätige Männer und Hausmänner befragt. Ihre Zahl in der repräsentativen Erhebung war aber erwartungsgemäß so gering, dass sie hier unberücksichtigt bleiben.

Abbildung 1: Anteil der am kirchlichen Leben beteiligten Frauen und Männer nach Erwerbstätigkeit



Das ist zunächst keine echte Überraschung: »Wer nicht erwerbstätig ist, hat Zeit«, so lautet die allgemeine Annahme, Zeit, um sich und die eigenen Interessen ins Leben der Kirche einzubringen. Interessanterweise ist aber die »voll erwerbstätige« Frau um fast zehn Prozentpunkte stärker am kirchlichen Leben beteiligt als der »voll erwerbstätige« Mann. Erst jenseits der Erwerbsaltersgrenze verwischt der Unterschied zwischen den Geschlechtern. Man kann also festhalten: Vor allem in jüngeren Jahren scheint die Integration ins Erwerbsleben – vor allem für Männer – nicht so gut mit einer Integration ins kirchliche Leben zusammen zu passen. Was hier Ursache und was die Wirkung ist, lässt sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen.

Entkräften lässt sich die Annahme, Beteiligung am kirchlichen Leben sei eine Frage der zur Verfügung stehenden Zeit. Erstens kostet die Teilnahme an einer Kirchenwahl kaum Zeit. Zweitens haben viele Hausfrauen nicht mehr freie Zeit als Erwerbstätige. Und drittens sind auch zeitlich stark verpflichtete Menschen bereit, für bestimmte Dinge, die sie interessieren, Zeit zu investieren. Erstaunlicherweise, das zeigen die höchst aufschlussreichen Daten der Freiwilligensurveys,¹⁶ scheinen gerade solche Menschen prädestiniert für ein Ehrenamt bzw. freiwilliges Engagement, von denen man üblicherweise annehmen könnte, sie hätten schon genug

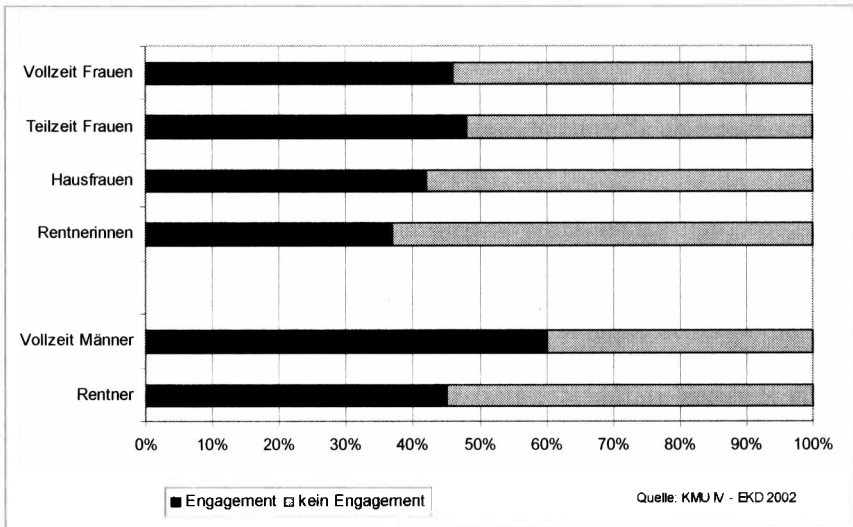
16 Die detaillierten Ergebnisse der vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in den Jahren 1999 und 2004 durchgeführten Freiwilligensurveys sind zugänglich über <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Forschungsnetz/forschungsberichte.html>.

zu tun: Die am stärksten ehrenamtlich Aktiven sind erwerbstätige Männer um die 40 Jahre mit Familie und Hobbys. Gerade sie engagieren sich gern am Feierabend noch im Sportverein oder kümmern sich um die Lokalpolitik.

Dies ist – ebenfalls eine Überraschung – unter Kirchenmitgliedern ganz genauso. Das zeigt die Frage der EKD-Studie nach dem ehrenamtlichen Engagement unabhängig von der Organisation, in der es stattfindet. Auch hier zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und freiwilliger Mitarbeit.

Offenbar scheint hier die oben beschriebene Logik, nach der eine Integration ins Erwerbsleben der Integration ins kirchliche Leben zuwiderläuft, umgedreht zu sein: Je stärker der Mensch, vor allem der Mann, erwerbstätig ist, desto öfter macht er mit, wenn es um die Sache der Gemeinschaft geht, um gesellschaftliche Anliegen und die Arbeit für einen guten Zweck:

Abbildung 2: Ehrenamtliches Engagement der Mitglieder nach Frauen und Männern



Das ehrenamtliche Engagement hat auf Männer, die voll ins Erwerbsleben integriert sind, einen Reiz, den das kirchliche Leben im Allgemeinen nicht ausübt. Und obwohl in der Kirche die Frauen den größten Teil der ehrenamtlichen Arbeit erledigen, sind sie insgesamt, bezogen auf das Ehrenamt innerhalb *und* außerhalb der Kirche, vergleichsweise wenig engagiert. Hier ist dann auf einer anderen Ebene nach dem Verhältnis von Frauen und Männern zu fragen: Warum schaffen es die Männer, die woanders die Fußballju-

gend trainieren und dort viele Stunden ihrer Freizeit investieren, nicht zum Gemeindefest oder zur Kirchenwahl? Woher kommt der relativ große Abstand zwischen Kirche und Erwerbstätigen?

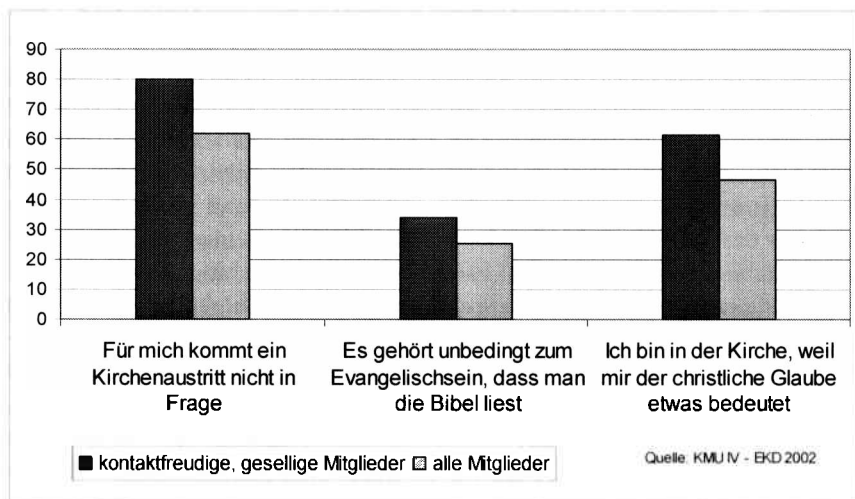
Eine mögliche Antwort ist, dass eine Teilnahme an kirchlichen Angeboten in den Augen der meisten Mitglieder nicht die eigene aktive Mitarbeit nahe legt oder auch nur ermöglicht. Dass ich das Gemeindefest besuche, heißt nicht, dass ich hier auch die Würstchen braten darf oder noch besser: dass ich bestimmen kann, welche Würstchen es gibt, und im Kreis Gleichgesinnter das gute Gefühl haben kann: Dies hier ist »meine« Veranstaltung – diese Kirche ist »meine« Kirche. Eine Kirchenwahl ist hingegen nicht wirklich beteiligend, sie hat mit dem Leben der meisten Mitglieder kaum etwas zu tun und bezieht nur sehr wenige Aktive mit ein. Wer gestalten, sich einbringen, etwas selbst entwerfen, eine Leistung erbringen und sie gemeinsam feiern, seine Fähigkeiten aus dem Beruf oder seine körperlichen Fähigkeiten einsetzen will und kann, die und vor allem *der* geht oft lieber woanders hin.

4. Gemeinde als Gemeinschaft – der Bindungsfaktor Gemeinschaft bzw. Geselligkeit

In den Mitgliederbefragungen der EKD geben Frauen sehr viel öfter als Männer an, Kirchenmitglied zu sein, weil sie »die Gemeinschaft brauchen«. Sie suchen auch im Gottesdienst deutlich häufiger das »Gefühl der Gemeinschaft mit anderen«. Es ist allerdings nicht leicht zu erfassen, was Gemeinschaft für die Menschen bedeutet, jedenfalls nicht in einer quantitativen Erhebung. Die Grenzlinie zwischen Gemeinschaft (Zusammengehörigkeit, Übereinstimmung) und Geselligkeit (Kontakt, Trubel, Aufenthalt zwischen vielen Menschen) ist schwer exakt zu ziehen. Wer jedoch etwa häufig Kontakt zu Menschen in seiner Wohnumgebung hat, wer sich häufig mit anderen trifft und selbst Besuch bekommt, wer es mag, wenn etwas los ist, der nimmt nicht nur häufiger am Gemeindeleben teil, sondern stimmt darüber hinaus auch deutlich häufiger zu, wenn (ganz unabhängig vom Sozialen) nach der Bedeutung von Kirche gefragt wird. »Es gehört unbedingt zum Evangelischsein, dass man die Bibel liest.« Das sagen 25 % aller Kirchenmitglieder – aber 34 % der so berechneten »geselligen, kontaktfreudigen« Menschen. »Für mich kommt ein Kirchenaustritt nicht in Frage« das sagen 62 % aller Kirchenmitglieder, aber 80 %, wenn man nur die »geselligen, kontaktfreudigen« Mitglieder fragt.¹⁷

17 Eine umfangreiche graphische Darstellung dieser Unterschiede findet sich in: CLAUDIA SCHULZ, Zielgruppen-Orientierung und Milieu-Überschreitung kirchlicher Arbeit, in: JAN HERMELINK/THORSTEN LATZEL (Hg.), Kirche empirisch. Ein

Abbildung 3: Die Haltung geselliger, kontaktfreudiger Mitglieder



Diese Ergebnisse zeigen: Die Kirche hat es leichter mit Menschen, die gern mit anderen Kontakt haben, die gern mit anderen zusammen sind. Und sie tut sich schwer mit solchen, die nicht mit anderen »zusammensitzen und reden« wollen, außer über eine konkrete Sache und mit einem konkreten Ziel. Das Ideal einer »Beteiligungskirche« setzt in der Regel voraus, dass jemand, der wirklich bewegt ist vom Evangelium, sich entsprechend häufig in der Gemeinschaft mit anderen Christen aufhält. Diese an sich nachvollziehbare Unterstellung übersieht jedoch, dass es Menschen gibt, auch Christen, die nicht gut kommunizieren können oder nicht gern mit anderen zusammen sind, sich unterhalten und etwas gemeinsam unternehmen. Wie könnte für solche Menschen eine sinnvolle Verbindung von Evangelium und Gemeindeform aussehen?

5. Jenseits des Alters – der Bindungsfaktor Tradition

Wenn ältere Menschen stärker mit der Kirche verbunden sind als jüngere, legt sich die Vermutung nahe, dass Exklusion in der Kirche sich allgemein auf etwas bezieht, was eine Sache des Alters ist. Die Angebotslandschaft in den Gemeinden spiegelt häufig das Teilnahmeinteresse und die Lebensstile der älteren Generation wider und schließt damit tendenziell Menschen mittleren und jüngeren Alters aus. Nun ist es selten das Alter selbst, das hier wirkt, sondern eher die recht hohe Traditionsbindung der älteren Generati-

on. Traditionsbindung ist – das ist in den Daten nachweisbar – ein enormer Wirkfaktor für die Situation der Kirche.

Welche Rolle spielt nun genau die Traditionsbindung für die Kirchenbindung und die Beteiligung? Hierfür legt sich wiederum ein getrennter Blick auf Männer und Frauen nahe. In der jüngsten EKD-Studie stimmen die befragten Frauen allen genannten Gründen für die Kirchenmitgliedschaft stärker zu als die befragten Männer, oft sogar deutlich stärker. Es gibt allerdings einen Mitgliedschaftsgrund, dem die Männer etwas häufiger zustimmen als die Frauen. Der Unterschied beträgt nur zwei Prozentpunkte, weshalb ihm normalerweise kaum jemand eine Bedeutung beimessen würde. In dieser ungewöhnlichen Konstellation aber wird dieser Satz interessant. Er lautet: »Ich bin in der Kirche, weil sich das so gehört.«

Es gibt offenbar, das bestätigen die Daten, einen deutlichen Zusammenhang zwischen einer einerseits hohen Kirchenbindung (die mit einer vergleichsweise starken Beteiligung am kirchlichen Leben korreliert) und einer andererseits vergleichsweise konservativen oder traditionellen Haltung. Dieser Zusammenhang ist bei männlichen Kirchenmitgliedern sehr viel stärker zu erkennen als bei weiblichen.

Möchte man aus dem Datensatz der EKD-Studie tiefere Einsichten gewinnen, muss man zugleich Unsicherheiten in der Definition des Traditionellen eingestehen: Welche Bedingungen muss ein Mann oder eine Frau erfüllen, damit ich ihn oder sie mit Recht als traditionsorientiert oder konservativ einstufen kann? In der Bearbeitung des Datensatzes heißt das: Welche Fragen muss ein Mensch wie beantwortet haben, dass ich ihn als »traditionell« einstufen kann? Ein traditionell denkender Mensch könnte sich zum Beispiel dadurch zu erkennen geben, dass er findet, die Kindertaufe »gehört einfach dazu« oder es sei nach einer Familiengründung »für alle Beteiligten viel besser«, wenn die Frau zu Hause bleibt, die Hausarbeit erledigt und die Kinder betreut. Er könnte sich auch durch die starke Erwartung auszeichnen, Kirche solle »die christlich-abendländischen Werte verteidigen« und der Pfarrer möge in seinem »Lebenswandel ein Vorbild für die Gemeinde sein«.

Wer das denkt, ist nun nicht zwingend konservativ oder traditionell im umfassenden Sinn. Arbeitet man aber probenhalber mit diesen Kennzeichen, dann zeigt sich: Die so definierte traditionsorientierte Frau ist ein wenig kirchenverbundener und am kirchlichen Leben beteiligter als die weniger traditionsorientierte Frau. Hier sprechen wir jedoch von einem haarfeinen Abstand von einem oder zwei Prozentpunkten, je nachdem wie das »Suchdesign« für diese Traditionsorientierung aussieht. Dieses Ergebnis ist deshalb nicht aussagefähig.

Betrachtet man aber die Männer mit demselben Instrument, wird der Unterschied überaus deutlich: Je stärker Männer traditionellen Aussagen zu-

stimmen, desto stärker »wächst« ihre Kirchenverbundenheit einschließlich ihrer faktischen Beteiligung. Die durchschnittlich 33 % der am kirchlichen Leben beteiligten Männer lassen sich so, je nach empirischem »Design« des traditionsorientierten Mannes, auf 37 % oder auch auf 48 % Beteiligung steigern. Auch dieser Befund ist vorsichtig zu interpretieren. Es ist nicht klar: Zieht Kirche vor allem die Traditionellen an oder macht Kirche gar selbst traditionell? Vielleicht vermag sie schlichtweg solchen Männern eher einen Zugang zu ihrer Welt zu eröffnen, die auf traditionelle Muster ansprechbar sind oder die in der Vielfalt der Angebote ausgerechnet in der Kirche nach entsprechenden, sie bestätigenden Impulsen suchen.

Wie steht es aber nun um das Gegenteil? Sind nun im Umkehrschluss die besonders Liberalen, die explizit Modernen oder die so genannten Alternativen besonders kirchenfern und unbeteiligt? Die Daten zeigen: Dies ist nicht der Fall. Zunächst haben wir das gleiche Definitionsproblem wie eben: Wie konstruiert man anhand der Daten das Gegenteil eines traditionsorientierten Menschen? Zum Beispiel mit einem klaren Zuspruch für die gerechte Aufteilung von Erwerbs- und Betreuungsarbeit zwischen Mann und Frau, mit einer hohen Zustimmung zum kirchlichen Engagement für das Kirchenasyl oder einem Ritual für die »Homo-Ehe«? Alle diese Vorlieben und Interessen scheinen für die Bindung an die Kirche ohne Folgen zu sein.

Interessant dürfte sein: Signifikant unterdurchschnittlich mit der Kirche verbunden fühlt sich das Mittelfeld, also all diejenigen, die keine bestimmten Meinungen haben über Mitgliedschaftsgründe und Funktionen der Kirche, die unentschlossen reagieren, wenn man ihnen Aussagen zum Glauben vorlegt. Daraus ergibt sich: Kirche ist als Anknüpfungspunkt besonders gut geeignet für Traditionelle und immerhin noch relativ erfolgreich bei Menschen mit einer Haltung und Überzeugung, gleich welcher Art. Die »Unentschlossenen« in Fragen der Norm, der Werte und Weltanschauungen tun sich hingegen schwer – und sie sind wiederum sehr viel häufiger männlich als weiblich!

6. Ausblick: Milieus und ihre Dimensionen verdeutlichen Exklusion in der Kirche

Die Faktoren von Kirchenbindung oder auch erschwelter Kirchenbindung sind zentrale Dimensionen, in denen sich soziale Milieus oder auch Lebensstile voneinander unterscheiden lassen.¹⁸ Traditionsbindung, Geselligkeit

18 Vgl. die auf die Belange von Kirche hin gestaltete Ausarbeitung von aktuellen Milieu- und Lebensstilstudien: CLAUDIA SCHULZ/EBERHARD HAUSCHILDT/EIKE KOHLER, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008, 86-119.

bzw. Kontaktfreude und das Bedürfnis, nicht nur teilzunehmen, sondern selbst zu gestalten: Für alle diese Dinge gilt, dass Menschen solche Verhaltensformen entweder wünschen und praktizieren oder ausdrücklich nicht. Milieus – verstanden als soziale Gruppen, die sich mit einer hohen Wahrscheinlichkeit in Lebensführung und Einstellung relativ ähnlich sind – sind immer geprägt durch eine bestimmte Haltung zur Tradition, zum zwischenmenschlichen Kontakt, zum Individuum und seinen Aufgaben in der Gesellschaft etc.

Die Perspektive der Milieuanalyse fasst nun die verschiedenen Dimensionen zusammen und beschreibt Typen von Menschen, die wiederum typischerweise mehr oder weniger mit der Kirche verbunden sind und die jeweils in ihrer eigenen Logik und auf ihre Weise in der Kirche aktiv werden oder eher nicht. Für das Problem der Exklusion in der Kirche macht die Milieuperspektive deutlich: Es geht hier nicht in erster Linie darum, dass Kirche einzelne Menschen ausschließt, etwa indem im Einzelfall die Kommunikation misslingt. Es geht nicht um das Problem schlechter Predigten oder um einen pädagogisch wenig gehaltvollen Konfirmandenunterricht, auch wenn so etwas zuweilen vorkommen mag. Es geht darum, dass Kirche immer wieder (jenseits einer Anforderung durch das Evangelium!) Einstellungen, Kommunikationsvorlieben und Stile voraussetzt, die sehr viele Menschen nicht teilen. Wer keine Kontakte mag, der geht nicht zum Gemeindefest und erst recht nicht zum Bibelkreis oder Gesprächskreis. Er kommt auch nicht mehr zum Gottesdienst, wenn er befürchten muss, dass die Pfarrerin angesichts von nur zehn Teilnehmenden vorschlägt, einen Stuhlkreis im Altarraum zu machen.

Wen die Tradition in der Kirche hält, für den ist es nicht egal, ob die Orgel spielt oder nicht und wie der Gottesdienst liturgisch gestaltet ist. Wenn eine Gemeinde das apostolische Glaubensbekenntnis dauerhaft durch ein im Leitbildprozess selbst entwickeltes Glaubensbekenntnis ersetzt, freut das die einen und schließt aber andere aus. Noch bevor wir über den Glauben sprechen, müssen wir über Anziehungs- und Abstoßungseffekte in der Erscheinungsweise von Kirche sprechen, die den Zugang zum Evangelium häufig exklusiv werden lassen – und zur Exklusion führen.

Die Unterschiede zwischen den Milieus spielen eine ähnliche Rolle wie die Unterschiede zwischen Männern und Frauen: Die Zugangswege der Verschiedenen stellen viele momentan aktuelle Strategien in Frage, um Menschen für kirchliche Arbeit zu interessieren und eine Teilhabe an ihr zu befördern. Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat in einer Studie aus dem Jahr 2008 eindrücklich gezeigt, wie Kenntnisse über Milieus umgesetzt werden.¹⁹ Es gibt »milieuspezifische Gottesdienste« für konservative,

19 PETRA-ANGELA AHRENS/GERHARD WEGNER, »Hier ist nicht Jude noch Grie-

relativ gering gebildete Ältere, für intellektuell geprägte, urbane Menschen mittleren Alters und so fort. Diese Veranstaltungen wurden wissenschaftlich evaluiert. Das Ergebnis: Die Angebote erreichen recht genau »ihre Zielgruppe« und stellen diese ziemlich gut zufrieden. Man könnte sagen: Kirche hat ihr Ziel erreicht. Sie kann sich durchaus hoch professionell auf die Verschiedenen einstellen. Aber zu einer milieuspezifischen kirchlichen Veranstaltung kommt nur, wer eine solche Einladung hört oder liest, wer offen ist für die Kirche und ihre Arbeit, wer sich nicht im Vorfeld schon abgestoßen fühlt von der Organisation (oder Institution?) Kirche, von der man nichts Interessantes erwartet.

Kirche ist exklusiv – sie betreibt Exklusion, lange bevor ein Kontakt mit konkreten Menschen stattgefunden hat. Ob man das, was in solch einer Situation nötig ist, nun Mission nennen will, Öffentlichkeitsarbeit oder Marketing: Kirche muss, wenn sie zukünftig erfolgreich sein will, den Sprung nach draußen schaffen. Sie muss sich stärker als bisher auch solchen Menschen plausibel machen, die bislang nicht auf sie geachtet haben – darunter auch zahlreiche Mitglieder.

Sind die Menschen erst einmal da, als Mitglieder, als Interessierte oder als Suchende, darf auch die Erscheinungsform der Botschaft niemals so spezifisch sein, dass großen Gruppen von Menschen der Zugang derart erschwert wird, wie das gegenwärtig der Fall ist. Nicht alles, was in manchen Gemeinden der gängige Stil ist, gehört deshalb schon zur Grundform des Evangeliums. Oder anders gesagt: Man kann das Evangelium auch außerhalb von geselligen Mustern hören und bewahren, man kann es auch außerhalb von traditionsorientierten Strukturen erleben. Hier gibt es keine Patentlösung außer einer erhöhten Sensibilität der Verantwortlichen im Hinblick auf die milieu- und genderspezifische Verschiedenheit der Menschen –, für gerechtere Zugangswege zum Glauben, für mehr und umfassende Teilhabe im religiösen Prekariat. Nur so ist ein inneres wie äußeres Wachstum einer Kirche möglich.

che, hier ist nicht Sklave noch Freier...« Erkundungen der Affinität sozialer Milieus zu Kirche und Religion in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Hannover 2008.